



Delhi,

das indische Rom

und

seine Campagna.

Von

Leopold von Schroeder.

Mitau 1891.
E. Behre's Verlag.

Дозволено цензурою. — Ст. Петербургъ, 7-го Сентября 1890 г.

Druck von der Sieslack'schen Buchdruckerei in Mitau.

Am Ufer des heiligen Dschamna-Flusses, der, im Himâlaya entspringend, seine mächtigen Wassermassen durch die wunderbar reiche und fruchtbare Ebene von Hindostan wälzt, liegt Delhi, die alte Kaiserstadt, das Rom der indischen Welt.

Die Thürme der prachtvollen Moscheen und Paläste spiegeln sich in den Fluthen des Stromes, den die alten Inder Jamunâ nannten, d. h. den Zwillingsstrom, denn er ist ein Zwilling des Ganges, ihm ebenbürtig an Größe und Heiligkeit, und entstammt demselben Gebiet der indischen Riesenalpen, strömt, bald sich weiter entfernend, bald sich nähernd, dem Ganges parallel dahin, um endlich sich bei Allahabad mit ihm zu vereinigen und so den gewaltigsten und heiligsten Strom der Inder zu bilden, den seine frommen Verehrer bis auf den heutigen Tag in unzähligen Schaaren besuchen, um durch das Bad in seinen Wassern von ihren Sünden sich rein zu waschen*).

Hier in Delhi war es, wo am 1. Januar des Jahres 1876 nach Christi Geburt die Fürsten Indiens und Gesandte fremder Völker zusammenströmten, um die feierliche Proclamation der Königin von England als Kaiserin von Indien zu vernehmen.

Das ferne Großbritanien hatte den Sitz und die Macht der alten Großmogule sich erobert, und an der Stätte, wo sich einst am herrlichsten der Prunk und die Pracht der alten Herrscher entfaltet, sollten die Râdschas und Nabobs aus allen Theilen des weiten Landes den Beginn einer neuen Kaiserzeit durch ihre Gegenwart ehren.

Wohl mag so mancher der Fürsten aus altem Geschlechte, die heute zu Vasallen der britischen Königin herabgesunken sind, mit

*) Nach Meinung der Inder ist das Ganges-Wasser dort am heiligsten, wo Ganges und Dschamna zusammenströmen.

melancholischem Blick der ruhmreichen Kaiserstadt sich genähert haben; denn obschon noch heute herrliche Bauten dort unversehrt zum Himmel emporragen, so zeugen doch Meilen weit sich erstreckende Felder von Trümmern, Ruinen und Resten aus den verschiedensten Zeiten, wie viel hier einst gewesen, wie viel für immer in den Staub gesunken.

Hier hatte schon seit Jahrhunderten eine hohe Cultur geblüht, hier hatten Philosophen in tiefsinnigem Grübeln die Welträthsel zu lösen gesucht, hier war die Entwickelung menschlichen Denkens, Empfindens und Strebens schon durch alle Stadien von der ersten naiven, ursprünglichen Freude an Leben, Besitz und Nachkommenschaft bis zur Predigt vom Elend des Daseins, bis zur mönchischen Weltflucht und Entsagung von allen irdischen Genüssen und Gütern hindurch gegangen, als die Bewohner Englands noch ein wildes und rohes Volk waren, das ohne Städte, ohne Cultur seine einsame Insel gegen die Angriffe der Eroberer vertheidigte.

Jetzt aber sind die Nachkommen jenes rohen Volkes durch die Macht überlegener Cultur und Gesittung als Herrscher in dem alten Delhi eingezogen!

Ueber ein Gebiet von mehr als 40 englischen Quadrat-Meilen breiten sich, unterbrochen durch weite öde Flächen, die Trümmer vergangener Größe und Herrlichkeit aus, die oft nur noch melancholische Gedanken über die Vergänglichkeit irdischer Macht erwecken können, oft aber auch trotz ihres verfallenen Zustandes den Beschauer noch heute mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Denn groß und schön war es, was hier geplant und gedacht, in mühsamer, Jahrhunderte langer Arbeit ausgeführt und endlich vom Sturme der Zeit zu Boden geworfen wurde.

„Ehre der allmächtigen Zeit — so sagt ein indischer Spruch — Ehre der allmächtigen Zeit, durch deren Willen jene reizende Stadt, jener große König, jene Schaar benachbarter Fürsten, jene erfahrene Rathsversammlung zu seiner Seite, jene Frauen mit dem Mondesantlitz, jener stolze Prinzenschwarm, jene Barden, jene Erzählungen, alles Dieses der Erinnerung anheim gefallen ist*)!“

Ehre der allmächtigen Zeit!

*) Bhartrihari 3, 42 (s. Böhtlingk, Indische Sprüche 3246).

Das neue Delhi, noch heute eine stolze, prächtige Stadt von großartiger Anlage, nimmt doch nur den kleineren Theil jenes weiten Gebietes ein.

Eroberer kamen ein Mal über das andere und zerstörten die alte Stadt. Meist nahmen sie dann sich nicht die Mühe, das Zerstörte wieder aufzubauen. Sie suchten einen geeigneten Ort in der Nähe und ließen dort eine neue Hauptstadt, stolzer und prächtiger noch als die alte, erstehen. Dort saßen sie und herrschten und wähnten, ihren Thron für immer fest gegründet zu haben. Aber wieder andere Eroberer kamen, vertrieben oder mordeten sie, stürzten ihre Mauern und Paläste und bauten sich eine neue Stadt auf dem Felde von Delhi, wo sie ihre Banner wehen ließen, bis auch ihre Herrschaft zu Grabe ging.

Ein Jeder von ihnen drückte seiner Schöpfung den Stempel des eigenen Wesens auf, und das, was dem Zahne der Zeit und der Zerstörungswuth siegreicher Nachfolger widerstanden, läßt uns noch heute von solchem Wesen etwas erkennen oder doch ahnen.

Treten wir dem Schauplatz so vieler Thaten und Leiden, wie er heute daliegt, ein wenig näher!

Hier sieht man zwischen den Resten alter Bauwerke einen spärlich bekleideten Hirten seine Heerde weiden, dort bestellt ein Landmann seinen Acker mit Mais oder Hirse auf einer Fläche, die keine Spur mehr aufweist von der Stadt, die einst hier gestanden. Dort kommen Landleute, buntfarbig gekleidet oder halbnackt, mit großen Fruchtkörben oder Gemüse beladen zur Stadt gezogen oder verlassen dieselbe schon nach beendetem Geschäfte. Dort fahren ein paar andere dunkelfarbige Bewohner der Umgegend, mit hellen Gewändern bekleidet, in der Gari dahin, dem zweiräderigen Wagen, in welchem sich zur Noth drei bis vier Personen zusammendrängen; ein spitzes, von vier Stäben getragenes Ueberdach oder ein weit vorragendes, über den Karren gespanntes Tuch schützt sie vor der brennenden Sonne, während die Luft durch den von keiner abschließenden Wandung beengten Raum frei hindurchstreicht. Muntere Buckelochsen oder Zebu ziehen das kleine holperige Gefährt, und ein barfüßiger brauner Hinduknabe hockt vorne, schon ganz auf der Deichsel, mit Zügel und Peitsche in der Hand. Dort sieht man auf

der sich lang hinziehenden, von Baumreihen eingefaßten Straße, die zwischen den Trümmerfeldern hindurch führt, fromme Moslim zur Stadt hinwandern; sie wollen die berühmte Dschama-Moschee besuchen und lauschen ab und zu aufmerksam, ob sie nicht schon von den hohen Minarets herab den Ruf des Muezzin vernehmen können, der die Bekenner des Propheten zum Gebete ladet.

Stille ruht über der weiten, staubigen, vom Sonnenbrande ausgedörrten, melancholischen Trümmerebene, und in der Ferne scheint die Luft in der Gluth zu zittern.

Auch das Rom der indischen Welt hat seine Campagna! Ihre Trümmer reichen in höhere Zeiten hinauf als die des europäischen Rom, und wer sie mit aufmerksam suchendem Geiste durchwandert, dem erzählen sie in ihrer Sprache die Geschichte des indischen Landes.

Hier, wo man heute das Dorf Indrapat und ein Fort gleichen Namens findet, liegen die Ruinen des altberühmten Indraprastha*). Sie fallen dem Besucher nicht in die Augen, aber der Blick des Forschers, des Archäologen weilt auf diesen verwüsteten Resten mit besonderem Interesse. Denn dies ist der älteste Theil des Trümmerfeldes von Delhi!

Indraprastha! — Das war die Stadt der Pândusöhne, jener streitbaren fünf Brüder, von welchen die alte Sage des Mahâbhârata meldet, die den Kampf aufnahmen mit dem altberühmten Geschlechte der Bharatiden, der Kurusöhne, die in Hastinapur, der „Elephantenstadt", am Ganges residirten.

Die Pândusöhne hatten einen harten Kampf zu bestehen. Jahre lang mußten sie verbannt und flüchtig im Wald und in der Wildniß umherirren oder an fremden Fürstenhöfen in unwürdig dienender Stellung sich ihren Unterhalt suchen. Aber sie gingen zuletzt doch als Sieger aus dem langen Kampfe hervor und vernichteten im Verein mit ihren Bundesgenossen, den an der Jamunâ wohnenden Völkerstämmen der Jâdava, Matsja, Schûrasena und Pantschâla, die Macht des Kuru-Stammes in der großen Schlacht, der gewaltigsten und berühmtesten, von welcher die indische Tradition berichtet**).

*) Drei Kilometer südöstlich von dem heutigen Delhi.

**) Diese Ereignisse fanden aller Wahrscheinlichkeit nach noch im zweiten Jahrtausend vor Christo statt.

Nicht allzuweit von Delhi, am oberen Laufe der Dschamna liegt jenes sagenberühmte Schlachtfeld.

Den Thaten und Leiden der Pândusöhne, ihrem endlichen Siege und dem Untergange des ruhmreichen Kuru-Geschlechts hat das indische Volk ein Denkmal gesetzt, das in seiner Riesengröße jedes andere Siegesdenkmal überragt und nicht in Staub zerfallen konnte, wie die Mauern von Indraprastha. Es ist das Mahâbhârata, das größte Epos der Welt, das in seinen über 100,000 Doppelversen jenen großen Kampf besingt.

Wenn die Forschung der Neuzeit recht gesehen, so war in jene alten Kämpfe mit verwebt der große, culturhistorisch so eminent wichtige Streit um die Superiorität des Krieger- und des Priesterstandes. Die Pândusöhne waren den Brahmanen geneigt und ihren Winken gehorsam. Der Priesterstand triumphirte über den Stand der Krieger. Was in unserem Mittelalter der Papst und die Priester erstrebten — den Vorrang und die Herrschaft der Geistlichkeit über alle anderen Stände — in Indien haben sie es ganz und voll erreicht. Der Stand der Brahmanen wurde der erste, der geehrteste und vornehmste und er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

In jener alten Zeit, etwa vom Jahre 1000 vor Chr., blühte nun das religiöse Cultuswesen, das Opfer und die Wissenschaft vom Opfer in üppigster Weise empor. Aber es artete gefährlich aus. Ein riesenhaft ausgedehntes und complicirtes Ceremoniell drohte wahre Andacht und Frömmigkeit zu ersticken und rein äußerliche Werkheiligkeit an ihre Stelle zu setzen. Da erfolgte die Reaction. Der gesunde Geist des Volkes rang sich zu neuen Gedanken und Ansichten durch, die ihm mehr Befriedigung gaben als Opfer und Opferwerk. Die Philosophie der Upanishaden entstand, und im 6. Jahrhundert vor Chr. ließ Gâutama Buddha, der „Löwe aus dem Geschlechte der Schâkja“, seine Predigt erschallen vom Leiden des Daseins und von dem Wege, auf welchem der Mensch diesem Leiden entrinnen und die Erlösung finden mag.

Dort steigt eine hohe Säule aus dem Trümmerfelde von Delhi empor! Fast 13 Meter hoch erhebt sich der schlanke Schaft des Monolithen, aus röthlichem Sandstein gemeißelt, glänzend polirt

und mit Inschriften bedeckt. Das ist eine der Säulen des Königs Asoka, Dharmastambha oder Gesetzes-Säulen genannt, auf welchen der ruhmreiche Herrscher das „gute Gesetz“, die Lehre des Buddha, preist und seine Völker ermahnt, in rechtem Wandel zu leben, wohlthätig zu sein gegen alle lebenden Creaturen, Toleranz zu üben gegen Andersgläubige, das Alter zu ehren, Brahmanen und buddhistischen Mönchen gleichermaßen Ehrerbietung zu erweisen.

Es ist der Glanzpunkt, die Blüthezeit des Buddhismus in Indien, aus welcher dieses Denkmal stammt.

Asoka, der mächtige König, dessen Andenken die Buddhisten feiern, der viel dafür gethan, die Lehre des Buddha auszubreiten, ihr Ehre und Achtung und dauernden Bestand zu schaffen, er lebte im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt. Er baute Klöster und Reliquienthürme, Stûpas oder Topen genannt, in großer Anzahl und ließ in allen Theilen seines weiten Reiches, vom Kabulstrom und Gudscherat im Westen bis nach Orissa im Osten, in Felsen und auf hohe Säulen Inschriften meißeln, welche trotz aller Verheerungen, die in mehr als zweitausend Jahren das Land heimgesucht haben, doch heute noch an ganz verschiedenen Orten zu uns ihre lapidare Sprache reden von dem Segen des guten Gesetzes, das Buddha verkündet.

Es sind die ältesten Inschriften, die wir in Indien kennen.

Die Asoka-Säule von Delhi muß einstmals ebenso wie die anderen Säulen dieses Königs ein Capitäl von schön geschwungenen Lotusblättern und darüber eine viereckige Platte mit einem aus Stein gemeißelten Löwen, dem Sinnbilde des Buddha Schâkjasinha, des „Löwen aus dem Geschlechte der Schâkja“, getragen haben. Aber dies Capitäl ist seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden. Ein späterer Herrscher*) ließ einen Aufsatz von Stein mit goldener Spitze auf die Säule von Delhi setzen, und heute noch nennt sie das Volk darum Minar Zarin, die goldene Säule. Auch dieser Aufsatz ist heute nicht mehr zu sehen, aber die Säule steht und die Inschrift redet vernehmlich wie vor zweitausend Jahren.

*) Firoz Schah, im 14. Jahrhundert n. Chr. Man nennt die Säule auch nach diesem Herrscher den „Stab des Firoz Schah“.



In den Jahrhunderten, welche auf Asoka folgten, brachen wiederholt fremde Völker in Indien ein. Griechische Herrscher, Nachfolger der Feldherren Alexander's des Großen, gründeten sich von Baktrien aus Reiche im Pendschab und Gudscherat. Aus dem inneren Asien kamen die Völkerhorden der Schaka, der Jueïtschi hervor, gewöhnlich Indoskythen genannt, drangen siegreich in Indien ein und herrschten über das Land. Aber es kam die Zeit, wo die indischen Fürsten und Völker das Joch der Fremdherrschaft von sich abschüttelten und eine neue Epoche nationaler Größe eine Zeit der schönsten Wiedergeburt anbrach, in welcher die indische Litteratur ihre höchste Blüthe erreichte.

Aus dieser Zeit nationaler Neugeburt, die etwa im zweiten Jahrhundert nach Christo ihren Anfang nimmt, entstammt ein wuchtiges Denkmal, eine andere Säule, die zu den angestaunten Wunderdingen des Trümmerfeldes von Delhi gehört.

Das ist die Eisensäule, von den Indern Lohastambha, von den Engländern Iron Pillar genannt, südlich von den Ruinen des alten Indraprastha gelegen, ein Wunderwerk der Schmiedekunst.

Aus gemauertem Steinwerk erhebt sich 22 Fuß hoch der massive Schaft der runden Säule, unten 16 englische Zoll im Durchmesser, nach oben sich ein wenig verjüngend und in ein schmuckloses Capitäl auslaufend. Drei Fuß tief reicht der Schaft noch in die Erde hinab und ruht dort unten auf acht schweren, aus einander strebenden Eisenstangen, die in große Steinblöcke eingefügt sind.*)

Aus kleinen Eisenstücken und Stangen ist der riesige Block zusammengeschweißt, wie das Auge des Kundigen deutlich wahrnimmt. Aber man glaubt, nicht Arbeit von Menschenhänden vor sich zu sehen; denn wahrhaft cyklopische Kräfte müssen es gewesen sein, die diese gewaltige Eisenmasse im Feuer glühten, hin und her wendeten, zusammen schweißten und hämmerten. Eine cyklopische Esse, wie

*) Man fabelte früher, daß die Säule noch tiefer in die Erde hinabreiche, als sie über derselben emporragte. Nachgrabungen, die ein Adjutant des durch seine archäologischen Forschungen bekannten englischen Generals Cunningham in neuerer Zeit veranstaltet, haben das obige Resultat ergeben.

sie der Glaube der Alten in den feuerspeienden Bergen Italiens annahm, scheint zu solchem Werke gehört zu haben*).

Eine Inschrift von mehreren Zeilen in Sanskritsprache, auf dem Schafte der Säule, meldet uns, wer sich dies Denkmal gesetzt, an dem die Zerstörungswuth späterer Eroberer machtlos abgeprallt ist.

Es war König Dhava, ein indischer Herrscher, der im dritten oder vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die eiserne Säule errichten ließ zum Andenken an den Sieg, den er über das Volk der Balhika, die Bewohner von Balkh, die Baktrer, erfochten; ein gewaltiges Wahrzeichen jener Zeit, wo das indische Volk die Herrschaft der fremden Eroberer brach und erneuerte Angriffe feindlicher Stämme zurückschlug, um noch einmal seiner eigenen Kraft sich voll bewußt zu werden, noch einmal eine große und reiche Zeit, vielleicht die größte und reichste, zu durchleben, die Zeit, in welcher das Gesetzbuch des Manu verfaßt wurde, in welcher Kâlidâsa seine unsterblichen Dramen dichtete, in welcher die Märchen und Fabeln des Pantschatantra erzählt wurden, in welcher Amaru seine reizenden Lieder schuf und noch viele andere Künstler und Gelehrte ihre ruhmreiche Wirksamkeit entfalteten.

Religiöse Spaltung hatte im Inderlande nun schon seit Jahrhunderten Platz gegriffen. Brahmanen und Buddhisten standen in zeitweilig gemildertem, dann wieder schroffer sich gestaltendem Gegensatze zu einander, bis endlich die milderen Jünger des Schâkja-Sohnes ihren Rivalen das Feld räumen mußten, um sich mit ihrer Lehre nach Ceylon und Hinterindien und in das innere Asien zurückzuziehen.

Aber ein schlimmerer Feind sollte jetzt über die Brahmanen kommen, der sie mit Mord und Brand alle Leiden fanatisch-religiöser Verfolgung kennen lehrte.

Es waren mohammedanische Fürsten und Völker, die etwa um das Jahr 1000 nach Chr. ihre Eroberungszüge nach Indien be-

*) Ueber die hohe technische Bedeutung dieser Säule vergleiche man einen gewiß competenten Beurtheiler, F. Reulaux in seinem Buche „Quer durch Indien". (Berlin, 1884.) p. 214 ff.



gannen, das Land verwüsteten, unterjochten und Jahrhunderte lang beherrschten.

Unglaublich viel hat Indien, vor Allem der nördliche Theil desselben, von ihnen zu leiden gehabt. Ganze Städte wurden eingeäschert, die Tempel geplündert, zerstört oder in Moscheen umgewandelt, die Einwohner oft zu Tausenden hingeschlachtet. Aber mit stolzen, prachtvollen Bauwerken schmückten die neuen Herrscher das Land, das sie ihrem Scepter unterworfen.

Die Ersten waren die Ghasnewiden, die aus ihrer Hauptstadt Ghasna in Afghanistan kamen. Ihnen folgte eine lange Reihe von Dynastien verschiedenen Ursprungs, und jeder Wechsel des Herrschergeschlechtes, ja fast jeder neue Regierungsantritt war durch Kämpfe und Blutbäder bezeichnet.

Diese mohammedanischen Eroberer schlugen zuerst ihren Sitz in Lahore auf. Kutab ud din, der „Polarstern des Glaubens“, ein Afghane von Geblüt, um das Jahr 1200 nach Chr., verlegte zuerst die Residenz wieder in das alte Delhi; und sechs Dynastien von afghanischer Herkunft sollten jetzt nach einander in Delhi herrschen.

Nicht allzu weit entfernt von der Eisensäule des Königs Dhava erhebt sich ein Thurm von schwindelnder Höhe, einer der höchsten freistehenden Thürme der Erde. Es ist der berühmte Kutab Minar, den jener Sultan Kutab ud din im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu bauen begonnen; das war zu derselben Zeit, als in Deutschland Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide sangen und das Nibelungenlied gedichtet ward. Kaiser Altamsch, der Nachfolger Kutab's in Delhi, hat ihn vollendet. Es ist ein Minaret im Riesenstyle, zur Moschee des Kutab ud din gehörig, von dessen Höhe herab die Gläubigen zum Gebete gerufen wurden.

In fünf Stockwerken steigt der gewaltige Bau bis zur Höhe von 72 Meter hinan, unten 13 Meter im Durchmesser, nach oben zu sich verjüngend, reich geschmückt mit Koranversen und Gebeten. Eine Wendeltreppe von 375 steinernen Stufen führt im Inneren bis oben hinauf. Jedes der fünf Stockwerke schließt mit einer Gallerie ab, die rund um den Bau herumläuft. Ganz oben erhob sich einstmals, wie auch sonst auf den Minarets, eine sog. Kulsa,

d. h. ein Säulenpavillon. Der Blitz hat ihn herabgeschleudert, und der Besucher erblickt ihn heute nicht weit von dem Riesenthurm auf einem Hügel aufgerichtet; ein zierlicher Bau, aber winzig neben dem hohen Thurme.

Sieben gewaltige Thorbögen, Riesenportale in schön geschwungenen Linien, mit feiner Ornamentik geziert, stehen noch heute dem geöffnet, der die Moschee Kutab ud din's besuchen will. Wenn von dem hohen Kutab Minar der Ruf des Muezzin erscholl, dann strömten die Schaaren der Bekenner des Propheten durch die majestätischen Bogengänge zur Moschee. Fünf Reihen fein und reich gearbeiteter Säulen trugen das Dach einer hohen Halle. Die Säulen — man kann es noch heute erkennen — hat der kühne Erbauer aus Hindutempeln geraubt, die er zerstörte. Es sollen ihrer 27 Tempel gewesen sein — und mit dem Raube schmückte er seine Schöpfung.

Diese Säulen, den Göttern der sanften Hindu entrissen und verurtheilt, das Dach des islamitischen Gotteshauses zu tragen — sie sind redende Zeugen der Stellung, welche den Indern unter mohammedanischem Scepter zu Theil wurde.

Hier sieht man die Trümmer der Moscheebauten, welche Kaiser Altamsch, der Nachfolger Kutab's, errichten ließ. Ein schöner, schlanker Thorbogen hebt sich empor; Koransprüche ziehen sich darüber hin und bedecken nebenan die Wandung. Und dort wiederum liegt das Grabmal des Erbauers, des Kaisers Altamsch selbst, auf's Reichste verziert mit den feinsten Arabesken, mit welchen die Bögen, Wände und Säulen bedeckt sind, wo nicht die Koranworte den Platz beansprucht haben. Durch den hohen Thorbogen sieht man den Steinsarkophag des Kaisers; Arabesken und Inschriften bedecken auch ihn. Der Sohn des Altamsch und seine Tochter Rezia haben dies Grabmal erbaut.*) — Dort wiederum der prachtvolle Thorweg stammt von Ala ud din, der um 1300 regierte; Steingitterwerk schließt die Fensteröffnungen in den Mauernischen, und feine Verzierungen aus weißem Marmor bedecken die Wände.

„Die Pathanen (d. h. die Afghanen) — so sagt sehr treffend der Bischof Heber — entwarfen wie Giganten und führten aus wie Goldschmiede“.

*) Um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die große Kunst der Inder in jeder ornamentalen Arbeit kam ihnen sehr zu Gute und half dazu, den groß entworfenen architektonischen Ideen ein schönes Gewand zu verleihen.

Wieder einen anderen Theil des Trümmerfeldes von Delhi nennt man Tughlakabad, die Stadt der Tughlak-Sultane*), die im 14. Jahrhundert hier herrschten.

Da erheben sich die Ruinen von ungeheuer massigen Mauern, die schräg empor steigen, die Fensteröffnungen mit Gitterwerk von weißem Marmor geschlossen. Da liegt das Grabdenkmal des streitbaren Kaisers Mohammed ben Tughlak, mehr einer Festung ähnlich als einem Grabe, mit seinen massigen Mauern aus Quadersteinen und dem umgebenden Wassergraben. Dort wieder sieht man die vierstöckige „Veste“**) des Kaisers Firoz Schah, der zu derselben Dynastie gehörte. Die Säule Asoka's ragt mitten daraus empor. Daneben stehen die Mauerreste des kaiserlichen Palastes. Dies ist Firozabad, die Stadt des Firoz.

Trotz der Riesenwälle, mit denen sie ihre neue Stadt umgaben, sollten die Tughlak-Sultane doch auch die Geißel eines fremden Eroberers fühlen.

Timur oder Tamerlan, der furchtbare Mongolenherrscher, brach zu Ende des 14. Jahrhunderts in Indien ein, tränkte die Erde des Landes mit Blut, zerstörte die Städte und ließ aus den abgehauenen Köpfen der Erschlagenen hohe Pyramiden aufthürmen.

Er eroberte und zerstörte Delhi und ließ sich dort zum Kaiser von Hindostan ausrufen.

Vor Ablauf eines Jahres schon kehrte Timur Indien für immer den Rücken. Aber die Macht der afghanischen Herrscher von Delhi war gebrochen, und ein Gebiet des großen Reiches nach dem anderen löste sich von demselben ab.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschien Baber, angeblich ein Nachkomme Timur's, aber demselben sehr unähnlich, von türkisch-tatarischem Blute, zuerst Fürst von Ferghana, in Hindostan, das sein Ahn so grausam behandelt. Auf der Ebene bei Delhi

*) Dieselbe liegt 7 Kilometer südöstlich von der Stadt des Kutab entfernt.

**) Kotila genannt.

schlägt Sultan Baber im Jahre 1526 eine große Schlacht, besiegt das zehnfach stärkere Heer Ibrahim's aus dem Geschlechte der Lodi, des letzten Kaisers afghanischer Herkunft, und gründet die Herrschaft der Großmogule*) in Indien.

Sein Sohn Humâyun baute in dem zerstörten Delhi ein neues Fort, an der Stelle des alten Indraprastha. Doch dieser Fürst mußte einem kecken afghanischen Eroberer weichen und lange Jahre verbannt und flüchtig umherirren. Schir Schah, der Afghane, welcher den Thron des Timuriden eingenommen, baute einen Wall um die neu erstehende Stadt und heute noch sieht man dort das von ihm stammende, massive rothe Thor, Lâl Darwaza genannt.

Kaiser Humâyun aber erlangte zuletzt doch seine Herrschaft wieder, deren er sich freilich nur zwei Jahre noch freuen sollte. Seine irdischen Ueberreste ruhen in einem prachtvollen Denkmal, welches die Wittwe begann und des Kaisers großer Sohn, der ruhmreiche Akbar, vollendete.

Fast unversehrt erhebt sich der kunstvolle, großartig schöne Kuppelbau mit seinen herrlichen Portalen, seinen zierlichen Nebenthürmchen auf dem Trümmerfelde von Delhi, südlich von den Bauten des Firoz Schah.

Dort ruhen außer Kaiser Humâyun noch mehrere Glieder seiner Familie. Doch ruht auch der Staub Mohammed Dara Schakohs, eines fürstlichen Märtyrers der Humanität.

Humâyun's Sohn, der edle Kaiser Akbar, wohl der größte und erleuchtetste Regent, der je das Scepter über Indien geführt, schlug seine Residenz in Agra, weiter unterhalb am Dschamna-Fluß, auf. Sein Enkel, der prachtliebende Kaiser Schah Dschehan (1627—1658), verlegte dieselbe wiederum nach Delhi, nachdem er zuvor noch Agra mit den herrlichsten Bauten geschmückt. Er war es, der das neue Delhi erbauen ließ, das mit seinen prachtvollen Palästen, Gärten, Moscheen und Bazars noch heute den Besucher entzückt und ihm die glanzvolle Zeit der Großmogule vor die Augen führt. Er nannte die neue Stadt nach sich Dschehanabad, d. h. die Stadt des Schah Dschehan.

*) Großmogul d. h. der große Mogul, der große Mongole.

Sieben englische Meilen im Umkreis dehnt sie sich aus, von drei Seiten mit einer steinernen Mauer umgeben, während an der vierten der Dschamna-Fluß vorüberrauscht. Prächtige Thore, von denen das dem Palast gegenüber liegende ungewöhnlich groß und majestätisch ist, führen den friedlichen Besucher in die Stadt hinein, während zwölf befestigte Thürme dem feindlichen Angreifer Abwehr drohen.

Schah Dschehan hat die Grenzen der Stadt am Westufer der Dschamna selbst gezogen. Um das geplante Werk in möglichst vollkommener Weise auszuführen, stellte er die geschicktesten Künstler und Baumeister an und baute im größten Maßstabe. Rother Sandstein von der Farbe und Glätte des Jaspis gab ein vorzügliches Baumaterial.

Und der Erfolg entsprach den Bemühungen des Kaisers.

Hart am Ufer des Dschamnaflusses erhebt sich der prachtvolle Palast der Großmogule mit seinen hohen Mauern und Bastionen. Er übertrifft in seiner großartigen Anlage und geschmackvollen Ausführung Alles der Art in dem an Palästen doch so reichen Indien. Seine Mauern umschließen einen weiten Complex der mannigfaltigsten und prächtigsten Gebäude, Hallen und Höfe. Dort findet sich der Dewan i Amm, die öffentliche Gerichtshalle, desgleichen auch der berühmte Dewan i Khas, Audienzhalle und vornehmstes Rathsgemach des Kaisers, ein Kleinod der Baukunst, die schönste Halle dieser Art in Indien, mit mächtigen Säulen aus weißem Marmor, die geschmackvoll mit buntfarbigem Steinmosaik geziert sind. In dieser Halle stand ehemals der berühmte Pfauenthron des Kaisers Schah Dschehan. Dieser Thron führte seinen Namen nach zwei goldenen Pfauen, die hinter dem Thronsitz angebracht waren und auf ihren ausgespannten Schweifen eine verschwenderische Fülle der köstlichsten Juwelen trugen. Zwischen ihnen befand sich ein aus Smaragden gebildeter Papagei in Lebensgröße. Der breite Thronsitz selbst, der ein Sitzkissen trug, soll aus massivem Golde bestanden haben, ebenso die sechs Stützen, auf denen er ruhte; Platte und Füße waren mit Rubinen, Smaragden und Diamanten ausgelegt. Ein goldener Baldachin überspannte den Thron, getragen von 12 Säulen, die reich mit Edelsteinen geschmückt

waren; die Franzen des Baldachins bestanden aus Perlen. Zu jeder Seite des Throns befand sich ein Sonnenschirm, das uralte Zeichen der Herrscherwürde bei den Indern. Diese Schirme waren aus carmoisinfarbenem Sammet, mit reicher Stickerei geschmückt und mit Perlen befranzt. Ihre Stäbe, acht Fuß hoch, bestanden aus massivem Golde und waren mit Diamanten beringt. Der Werth dieses Thrones allein belief sich, in unserem Gelde ausgedrückt, ungefähr auf 50 Millionen Rbl. S.

Die Decke des Dewan i Khas war mit Silber- und Goldfiligranwerk kunstvoll geschmückt. An beiden Enden der prachtvollen Halle liest man noch heute in einer Nische in halbverloschener persischer Schrift die Worte:

Wenn es ein Paradies auf Erden giebt,
Ist es hier, ist es hier, ist es hier.

Auch eine Moschee, die sog. Perlmoschee, aus weißem Marmor erbaut, liegt innerhalb der Mauer des Palastes.

Mit dem Mogulpalaste wetteifert an großartiger Schönheit die berühmte Dschamamoschee, die Hauptmoschee der Kaiserstadt, mit ihren hohen, herrlichen Thorbauten, dem von luftigen Colonnaden umschlossenen Moscheenhofe, den weißen Marmorkuppeln und den schlanken Minarets.

Ein Garten von fast unbeschreiblicher Pracht und entzückender Schönheit, Schahlimar genannt, soll des Kaisers Lieblingsschöpfung gewesen sein. Hier fanden sich kühle Grotten von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung, hier strömten Canäle von krystallklarem Wasser, mit Gold- und Silberfischen gefüllt; beständig plätschernde Springbrunnen verbreiteten die erfrischendste Kühlung, und rings umher sah man die auserlesensten Pflanzen und Bäume von ganz Asien, die mit dem Duft und der Farbe ihrer Blüthen und Früchte die Sinne des Besuchers entzückten.

Eine große, prächtige Straße zog sich mitten durch die Stadt, von einem Ende derselben bis zum andern, Tschandni-Tschauk oder der Mondstrahl-Markt genannt. Herrlich waren die Bazars und die öffentlichen Plätze mit ihren kunstvollen Arcaden, die oben Terrassen bildeten, während in den Läden unten alle Schätze Asiens zum Verkauf auslagen.

Mit dem Kaiser suchten die Großen des Reiches, die Omrahs, in Errichtung prächtiger Bauten zu wetteifern, und so erwuchs in kurzer Zeit eine Stadt, mit welcher an Pracht und Schönheit nur wenige Städte der Erde sich messen können.

Ist hier auch heut zu Tage Manches zerstört, Manches beschädigt oder vernachlässigt, Vieles ist doch noch erhalten, — genug, um immer wieder und wieder den Beschauer mit Bewunderung zu erfüllen.

Die Zeit, in welcher dieses neue Delhi entstand, die Regierungszeit Schah Dschehan's, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, es ist die glänzendste Zeit der Großmogulherrschaft in Indien. Gegen dreißig Jahre hatte Schah Dschehan auf dem Gipfel irdischer Macht, in Glanz und Herrlichkeit regiert, da brach eine erschütternde Familientragödie aus, die ihren dunklen Schatten auf die letzten Jahre des Kaisers warf.

Schah Dschehan hatte seinen ältesten Sohn, den Prinzen Mohammed Daraschakoh, eine der edelsten Erscheinungen der indischen Geschichte, seinen Lieblingssohn, der durch treffliche Anlagen eben so sehr wie durch die Erstgeburt ein Anrecht auf den Thron hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt und schon bei Lebzeiten zum Mitregenten angenommen. Mohammed Daraschakoh war schön, tapfer, geistvoll, gebildet, von edler, humaner Gesinnung beseelt, gleichermaßen gerecht gegen Hindu und Moslim. Er war dem beschränkten Mohammedanerthum abhold, studirte mit Entzücken die Schriften der indischen Weisen, ließ eine Uebersetzung der tiefsinnig-philosophischen Upanishaden anfertigen und strebte eine Vereinigung der indischen mit der mohammedanischen Religion an. Als der Vater von einer schweren, anscheinend tödtlichen Krankheit befallen wurde, ergriff er auf dessen eigenes Geheiß die Zügel der Regierung. Aber sein Bruder Aurengzeb, Statthalter im Dekan, ein tapferer, doch überaus herrschsüchtiger, kluger und verschlagener Mann und fanatischer Mohammedaner, zog sofort mit bewaffneter Macht gegen ihn zu Felde. Er hatte es verstanden, auch den jüngsten Bruder, den schönen und ritterlichen Murad, Statthalter von Gudscherat, für den Kampf gegen Mohammed Daraschakoh zu gewinnen, indem er die heuchlerische Miene annahm, als erstrebe er nichts für sich

selbst, als wolle er nur Murad zu der Kaiserkrone verhelfen, da nur er, nicht aber der dem Islam untreue Mohammed des Thrones von Delhi würdig sei. In dem Kampfe gegen diese beiden Brüder erlag Mohammed Daraschakoh. Er wurde geschlagen, verrathen, gefangen und von Aurengzeb schimpflich hingerichtet als „Kafir“ oder Ungläubiger. Sogleich aber traf dieser herrschsüchtige und heuchlerische Prinz auch seine Maßregeln gegen Murad, den jüngeren Bruder, den er bisher als Kaiser behandelt und mit dem kaiserlichen Titel angeredet hatte. Bei einem Gelage, wo er Murad durch starke Weine berauscht hatte, ließ er ihn ohne Weiteres gefangen nehmen und sandte ihn in das feste Gualior. Er selbst aber ließ sich mit dem Titel Alumgir oder „Eroberer der Welt“ zum Kaiser ausrufen. Der kranke Vater, der sich inzwischen allmählich zu erholen begann und über das Vorgehen Aurengzeb's und das Schicksal seines geliebten Mohammed vor Zorn und Schmerz außer sich gerieth, wurde in der Citadelle zu Agra eingeschlossen und mußte den Rest seines Lebens — er lebte noch mehrere Jahre — als Gefangener des eigenen Sohnes verbringen.

Aurengzeb herrschte über Indien ein halbes Jahrhundert lang. Aber seine Regierung war keine gesegnete. Finster, herrschsüchtig, fanatisch gesinnt, war er ungerecht und hart gegen die Hindus, welche doch die Hauptmasse seiner Unterthanen bildeten. Während seiner Regierung begannen die Mahratten, ein kriegerischer Stamm der Inder, das Haupt zu erheben. Nach seinem Tode aber fing die Macht der Großmogule rasch zu sinken, ihre Herrschaft zu zerfallen an. Schah Nadir, der berühmte persische Fürst, brach siegreich in das Land, eroberte Delhi und führte i. J. 1738 den kostbaren Pfauenthron als Beute aus der indischen Kaiserstadt mit sich fort. Zwanzig Jahre später rissen die siegreichen Mahratten auch das Silber- und Goldfiligranwerk von der Decke des Dewan i Khas im Großmogulpalaste zu Delhi.

Inzwischen war die Macht der Engländer, von Calcutta ausgehend, beständig im Wachsen begriffen. Schon im Jahre 1764 sucht der Großmogul Schah Alum bei den Engländern Schutz gegen die Mahratten. Später wirft er sich wiederum diesen in die Arme, ist aber seit 1771 nur noch scheinbar Herrscher in Delhi,

in Wahrheit indeß ein Gefangener der Mahratten. Im Jahre 1803 befreien ihn die Engländer aus dieser Lage, nehmen aber zugleich Delhi für die ostindische Compagnie in Besitz. Seit diesem Jahre sind die Engländer Herren in Delhi, die Nachkommen der alten Großmogule jedoch fristen als englische Staatspensionäre ein bedeutungsloses Dasein. Nach dem blutigen indischen Aufstand i. J. 1857 kam das Land von der ostindischen Compagnie unter die Krone von England, und die zu Delhi i. J. 1876 erfolgte Proclamation der Königin von England als Kaiserin von Indien bildet den Schlußstein dieser Entwickelung.

In den Mauern des Großmogulpalastes liegt heute die englische Garnison.

Werden die Engländer Herren von Indien bleiben? Wird noch einmal ein indischer Fürst in Delhi gebieten oder werden wieder neue fremde Eroberer in die Thore der alten Kaiserstadt einziehen? Und von welcher Seite werden sie kommen? — Wer wollte es sagen! Was das Trümmerfeld von Delhi, was die heute noch stehenden Säulen, Thürme, Moscheen und Paläste des indischen Rom uns zu sagen wissen, — ich habe es in kurzen Zügen hier zu berichten versucht. Der Fortgang dieser Geschichte aber — er gehört dem Ohr der Söhne kommender Jahrhunderte.







